

Hessischer Rundfunk  
Wissen und mehr

# **Indianer gegen Hunnen - Das Phänomen der Freizeitstämme**

Von Joachim Meißner

Redaktion: Peter Kemper  
Erstausstrahlung 23.03.1997

## **Copyright**

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt. Der Empfänger darf es nur zu privaten Zwecken benutzen. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verteilung oder Zurverfügungstellung in elektronischen Medien, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors/der Autoren zulässig. Die Verwendung zu Rundfunkzwecken bedarf der Genehmigung des Hessischen Rundfunks.



Take 1: Musik (Trommeln), darin eingeblendet drei O-Töne:

„Auf unserem Hunnenlager, kann man sagen, springt der Funken über, ja, und dann versetzt man sich in diese Person Attila zum Teil hinein.“

„Mein Samurai-Name ist ‚Yamagata‘, das heißt übersetzt: „der Mann aus den Bergen“. Das war einer der dienstältesten Offiziere bei Tageda Shingen.“

„Also ich habe da nicht irgendein Vorbild, das wäre ja jetzt leicht zu sagen ich wäre der große Sitting Bull. (...) ich bin eben einer von vielen Indianern, die zu der Zeit lebten, aber nicht eine bestimmte Person dabei.“

Sprecherin 1:

Ob „Attila“, „Yamagata“ oder „Sitting Bull“ - eines haben Karsten, Willi und Charly, die Protagonisten dieser bunten Völkerschautruppe, gemeinsam: sie gehören zu den „Stämmen von Köln“. Genauso wie diverse Stämme von Mongolenhorden, Dschungelbrüdern und Kannibalen, Römern, Rittern oder Wikingern. Sie alle stellen ein nicht ganz einfach zu fassendes Freizeit-Phänomen dar, das irgendwo zwischen Ganzjahreskarneval und angewandter Ethnologie anzusiedeln ist. Diese Freizeit-Wilden machen inzwischen nicht nur im Rheinischen die Gegend unsicher, sondern auch in Hessen als Tempelritter oder in Süddeutschland als Burgfräuleins und Knappen. Und auch der Trend zur Europäisierung macht hier nicht halt, und so bevölkern belgische Puncchs die Ardennen, schwingen dänische Steinzeitmenschen in Jütland ihre Äxte und rauchen finnische Lakota am Polarkreis die Friedenspfeife. Heimliche Hauptstadt dieser Historien- und Ethnoszene ist jedoch Köln. Die Rheinmetropole kann dabei auf ebenso viele „Stämme“ wie Stadtteile verweisen: Höhenberger Dschungelneger, Neppe- ser Kannibale, Beckendorfer Minschefresser, Kalker Barbaren, Gleueler Mongolen, Ihrefelder Caballeros, Worringer Hunnen oder die Präriefreunde Köln. Wie die wundersame Vermehrung der „Kölner Stämme“ vor sich gehen kann, schildert anschaulich unser Samurai, Willi Fuchs:

Take 2: O-Ton (Willi Fuchs):

„Die ganzen Kölner Stämme, das ist nur Spaß. Aber auf der anderen Seite: das ist ja so rheinländisch verkrampft. Es gibt mittlerweile 70 Hunnenhorden, das müssen Sie sich mal vorstellen, in einer Stadt 70 Vereine, die alle dasselbe machen. Da treffen sich drei, die sind Hunnenhorde, plötzlich Rappel-Rappel-Krach-Auseinander. Einer geht rüber in die nächste Kneipe und sagt: Kommt wir machen eine Hunnenhorde auf. Jetzt machen die aber nicht alles besser, sondern übernehmen genau die Fehler, die die Alten gemachten haben, übernehmen die, und packen neue dazu.“

Sprecherin 1:

Die Kölner Stämme haben ihren Ursprung im Karneval - jenem heiter beschwinglichen Ausnahmezustand zwischen November und Februar, der die eine Hälfte der Köln-Düsseldorfer Stadtbevölkerung in die Eifel fliehen, die andere aber in wildem Treiben auf die Straße hinaus eilen läßt. In frivoler Lust von Anarchie und Chaos wird hier praktiziert, was schon seit dem 14. Jahrhundert den Karneval in Venedig auszeichnete: die Umkehrung des alltäglichen Ernstes, das auf-den-Kopf-stellen der gewohnten Hierarchien. Unter dem Schutz der Masken und der Verkleidungen darf jeder sein, was er sonst nicht sein darf: König, Polizist, Haremsdame, Schneewittchen, Clown und - selbst in den katholischen Hochburgen - natürlich auch ein heidnischer Indianer oder Barbar. Längst weiß heute jeder, daß sich hier Allmachtsphantasien ebenso für eine gewisse Zeit befriedigen wie Hemmschwellen und Berührungängste abbauen lassen. Doch so plausibel der Vergleich mit dem Karneval erscheint, er geht nicht auf. Der Spaß wird nach dem Geschmack vieler „Kölner Stämme“ mit zu wenig Ernst betrieben, wie Willi Fuchs zu berichten weiß:

Take 3: O-Ton (Willi Fuchs):

„Der Karneval will lustig sein. Da ist ja nur ein Zusammenhalt von Leuten, die Spaß haben wollen. Bei uns ist es so, wir wollen in erster Linie japanisches Mittelalter demonstrieren und in zweiter Linie kommt der Spaß.“

Sprecherin 1:

Während also der Karneval die Umkehrung der alten Ordnung ist, betreiben Samurais, Indianer, Ritter und Mongolen die Umkehrung der Umkehrung. Mit ethnologischem Ernst versuchen sich Zahnärzte, Buchbinder, Metzger, Rechtsanwälte, Computerfachleute oder Unternehmer an einer neuen, wilden Identität, die in akribischer Kleinarbeit recherchiert, entworfen, nachgebaut und mit möglichst authentischer Würde auch gelebt wird - soweit dies eben in den weiten Prärie- und Steppenlandschaften um und in Köln, Düsseldorf oder Leverkusen möglich ist. Wird der typisch-klassische Karneval von Leuten getragen, für die als Prinzensgarde oder Funkenmariechen am Aschermittwoch tatsächlich alles vorbei ist, verkleiden sich die „Kölner Stämme“ das ganze Jahr über, sind sommers wie winters Dschungelbrüder, Hunnen oder Kannibalen. Es geht ihnen darum, sich auch außerhalb des Karnevals permanent mit den Utensilien zu beschäftigen und dabei in fleißiger Emsigkeit, sich selbst, ihr Umfeld und ihre Verkleidungen zu verfeinern. Und so kann der karnevalistische Spaß in pseudo-ethnologischen Ernst umschlagen, wenn sich unter der Hand die Plastikkröcke von Woolworth in echte Baströcke aus Kenia verwandeln oder das handgeschmiedete Kettenhemd die bislang verwendeten Schlüsselringe verdrängt. Allen als stümperhaft qualifizierten Relikte bisheriger Bemühungen soll jetzt der Garaus gemacht werden: Kostüme, Accessoires und Equipage landen auf dem Müll oder werden gleichsam dem „Scheiterhaufen“ übergeben. Danach kann dem neuen Gott des einzig Wahren und Authentischen gehuldigt werden. Dazu gehört nicht nur, daß ab jetzt mit Stachelschweinborsten gestickt, mit Falken gejagt, Rinderschädel ausgekocht oder Zeltbänder mongolischer Jurten gewebt werden, sondern auch, daß sich das heimische Schlafzimmer in ein römisches „cubiculum“ verwandelt und das Ehebett zum „lectus genialis“ wird. Nicht selten führt dies zu Kuriosa, die vor allem dann unfreiwillig komisch wirken, wenn zwei „Kulturkreise“, die der „Kölner Stämme“ und die der „Kölner Zivilisierten“ aufeinanderprallen.

Musik 1 (Bairisch diatonischer Jodel-Wahnsinn: Afrika, Afrika), als Hintergrund bis Ende Sprecher 2 einblenden, kurz frei stehen lassen, dann ausblenden

Sprecherin 1:

Eindrucksvollstes Beispiel hierfür sind die „Kölsche Afrikaner“, die 1952 vom legendären Ali Liesenfeld gegründet wurden. Liesenfeld, der selbst über 17 Jahre in Afrika lebte, dort mit der Kultur der Bantus, Zulus und Massai bekannt wurde, ließ sich zum Führer und Mediziner dieses „Kölner Stammes“ küren.

Sprecher 2:

„Im Stadtteil Rodenkirchen entstand der erste Negerkral. Die Bemühungen, Mombasa zur Patenstadt zu erklären, wurden ernsthaft. Es wurde am Austausch von Kulturprogrammen gearbeitet und Sprachschulen gegründet. Rodenkirchner begannen Konversationen in Bantu, nilotischen und kuschitischen Sprachen.“ Die „afrikanische Szene“ in Rodenkirchen wuchs schnell und ebenso schnell verbreitete sich ihr Ruf, der legendär werden sollte: „1980 sprach man im „Four Seasons“ in New York von der afrikanischen Szene in Köln. 1981 diskutierte die Kurie im Vatikan über den Einsatz von Missionaren im Rheinland. 1982 gab es in Harvard überfüllte Seminare über rheinisch-negrophile Genphänomene. 1988 diskutierte in Tokio ein

internationaler Kongreß über das rheinische Erbgut bei Zulumädchen“, und, so erzählt man sich, „die South African Airways erwog ernsthaft, einen ihrer Jumbo-Jets auf den Namen „Rodenkirchen“ zu taufen.“

Sprecherin 1:

Auch wenn man so manche Erzählung ins Reich der Legende verweisen darf, in Anbetracht der ehrgeizigen Traditionspflege afrikanischen Kulturgutes in Rodenkirchen und der weltweiten Verbreitung amerikanischer Soap-Operas via Satellitenschüsseln oder amerikanischer Imbißketten bis in den letzten Winkel afrikanischer Metropolen, dürfte es in Rodenkirchen „afrikanischer“ zugegangen sein als in weiten Teilen Afrikas. Den Höhepunkt dabei bildete jedoch Liesenfeld selbst, wenn er in der Kölner Fußgängerzone seine Freunde mit den Masai-Worten begrüßte:

Sprecher 2:

„Ich hoffe Deinem Vieh geht's gut.“

Musik 2: (Winnetou-Melodie), etwa 10-15 sek. stehen lassen, dann im folgenden Text ausblenden

Sprecherin 1:

Wirklich skurril erscheint das Phänomen der „Kölner Stämme“ allerdings erst, wenn nicht die exotische Kultur nach Europa geholt, sondern diese in ihrer europäischen Anverwandlung wieder in ihre „Heimat“ reexportiert wird, wenn ein Kölner Präriefreund sein indianisches Pendant, das Imitat auf sein Original trifft. Der Kölner-Stämme-Ethnologe Matthias Heiner erläutert die Kulturbegegnung zweier „Indianer-Gesellschaften“:

Take 4: O-Ton (Heiner):

„Jetzt fahren sie mal zu den Schwarzfußindianern, die jetzt noch (...) in ihrem Reservat leben, die nie aus diesem Reservat rausgekommen sind, und plötzlich kommt einer, der von ihren Urahnen alles weiß, in ihrer Originaltracht auftritt, in ihrem Originalslang spricht, weil er sich damit total identifiziert hat, wird natürlich so fantastisch erlebt, als wenn das jahrelang einer der ihrigen ist, ..., sitzt mit Männern in ihren Indianerzelten, am Lagerfeuer, raucht denselben Tabak und saugt an derselben Pfeife (...), erzählt ihnen über ihre eigenen Vorfahren, zeigt ihnen Bilder ... - für die ist er der größte!“

Sprecherin 1:

Obwohl also die „Kölner Stämme“ ihren Ursprung zumeist im Karneval haben, zelebriert ein Teil von ihnen die Verkleidungsorgien mit solcher Akribie, daß ihnen eine Beteiligung am närrischen Treiben wie ein Rückfall ins „Heidentum“ erscheint, und sie den Karneval inzwischen meiden wie der Teufel das Weihwasser. Doch das gilt längst nicht für alle von ihnen. Außer dem preußisch-ernsten Zweig, gibt es bei den „Kölner Stämmen“ auch noch eine rheinisch-heitere Linie, die sich auch den Karneval nicht verbietet und der zweifelsohne die meisten Hunnen- und Barbaren-Horden angehören, die, so Heiner, von sich sagen:

Take 5: O-Ton (Heiner):

„Wir sind die Barbaren und es ist doch mal ganz toll, wenn wir wild aussehen oder einfach wie die Barbaren ausgesehen hätten. Plötzlich die Schockwirkung auf die Umwelt, daß sie davon leben, daraus kriegen die ihre ganze Energie (...). Dieser Wirkmechanismus, der ist der größte Reiz, und es macht ihnen einen Heidenspaß, wenn die in ihrer Veedelskneipe

sitzen und einfach barbarisch Kölsch saufen. Und sich dann auch so fühlen, das macht denen wirklich Spaß und das sind alles wahnsinnig nette Leute. Wenn man sie so sieht, kann man sie alle ins Herz schließen, nur wenn sie barbarisch sind, dann muß man sagen: Vorsicht ! Entweder ich lasse mich auf barbarische Zustände ein, oder ich gehe dem aus dem Weg.“

Sprecherin 1:

In der Liebe zum Detail liegt das Geheimnis der „Freizeit-Stämme“ begründet. Ob authentisch oder nicht, die gleichsam fetischhafte Beschäftigung mit Material und Vorlage läßt das Hobby zum zweiten, für manchen wahren Beruf werden. Die Nostalgie des Handwerks feiert dabei Hochkonjunktur, nichts ist maschinell hergestellt, alles dafür Handarbeit in bester deutscher Gründlichkeit:

Take 6: O-Ton (Charlie Wenzel):

„Erstens wird die gesamte Kleidung selbst erstellt, d.h. selber gemacht. Man kann sowas nicht fertig kaufen, es sei denn, es hört mal ein Hobbyist auf und verschleudert seine Sachen, dann könnte man sie eigentlich, wenn man die Arbeitsstunden rechnet, die dran hängen, gar nicht mehr bezahlen. Also ist man gezwungen, alles selbst herzustellen. D.h. also sämisch gegerbtes Hirschleder, da gibt es im Schwarzwald eine große Gerberei, wo wir immer bezogen haben. Dann wird das Zeug zugeschnitten und selbst zusammengenäht und bestickt. Das heißt natürlich in meinem Fall, meine Frau hat gestickt, ich habe die groben Lederarbeiten gemacht, andere Sachen genäht und Mokassin nähen usw. Alles per Hand, da gibt es nichts von wegen mit der Nähmaschine drübertattern oder so, das wird per Hand gemacht - alles. Dann hat er gefuscht, wenn einer mit ,ner maschinengenähten Hose kommt als Trapper oder so - da gab's ja ... wo wollt der die Nähmaschine herhaben, der hat keine Singer mit in dem Wald rumgeschleppt, also mußte er sich hinsetzen und mußte sie per Hand nähen und der Indianer genauso.“

Sprecherin 1:

Es ist ein wenig die Sehnsucht nach dem Vergangenen, Verlorenen, dem Einfachen und Direkten. Farbgebung, Design, stoffliche Qualitäten - dies alles sind Gründe dem Hobby nachzugehen. Und so addieren sich zu den teuren Flugreisen in die Museen von Tokio, Chicago oder Ulan Bator, nur dort lassen sich die originalen Vorlagen genauestens untersuchen, seltene handgewebte Stoffe, spezielle Wolle rückgezüchteter Schafe und teure Bücher, denn es wird selten nur die verfügbare Literatur aus der Stadtbücherei beschafft, wie Matthias Heiner am Beispiel eines „Indianers“ erläutert:

Take 7: O-Ton (Heiner):

„Das Wissen um den Indianerstamm geht nicht nur von seiner Wohnung bis zur Buchhandlung und er kauft sich da zwei Bücher. Nein, sondern er kauft alle Bücher, die je über diesen Indianerstamm, hier am Beispiel der Schwarzfußindianer, (...) geschrieben worden sind. D.h. er läßt sich aus aller Welt Bücher schicken, läßt diese Bücher übersetzen und vollzieht das nach, wie war das denn wirklich.“

Sprecherin 1:

Viel Geld und Zeit werden so im Laufe des Lebens eines solchen Freizeit-Wilden aufgewendet, der letztlich Fertigkeiten pflegt, die in der Welt der modernen Produktionssysteme nicht mehr benötigt werden. Nicht selten haben alleine eine einzige Verkleidung und die dazugehörige Ausrüstung den Gegenwert eines Kleinwagens. Doch die Investitionen lohnen erst, wenn auch andere daran teilhaben können. Ein Lehrer und Narziß stecken so in jedem die-

ser Freizeit-Wilden, deren Sucht nach Authentizität auch damit legitimiert wird, nicht nur im verborgenen, im geheimen Kämmerlein die Anverwandlung am „Ich“ zu vollziehen, sondern sich auch einem durch Hollywood halbgebildeten Publikum zu offenbaren. Für den dänischen Steinzeitler Ole Nielson jedenfalls hat sein Hobby dokumentarischen Wert:

Take 8: O-Ton (Nielson):

„Was meine Glaubwürdigkeit betrifft als Steinzeitmensch, möchte ich 100 % glaubwürdig sein. Wir wollen nicht nur Theater spielen, wir wollen zeigen den Stand der Forschung, wie stellen wir uns vor wie es damals war. (...) Ich weiß, daß viele Leute erstaunt davon gehen und sagen: war das wirklich so ? Wir haben uns das viel primitiver vorgestellt und haben immer gedacht, Steinzeitleute, die waren so doofe Affen, die nichts begriffen haben, aber daß die so schöne Sachen machen konnten, daß die Steinbeile machen konnten, daß sie auch noch in Häuser und nicht nur in Höhlen gewohnt haben, das hätten wir doch nie geahnt.“

Sprecherin 1:

Auf diese Weise werden die „Preußen“ unter den Freizeit-Stämmen zur Inkarnation lebendig gewordener Geschichte, zum im Selbstversuch erprobten Anschauungsmaterial angewandter Ethnologie. Hin und wieder gelingt es ihnen dadurch nachzuweisen, daß so manche am grünen Tisch oder im Elfenbeinturm der Wissenschaften erdachte Theorie den rauen Anforderungen der Wirklichkeit nicht standhalten kann. Den Wanderern zwischen den Welten kommt dabei ein Wiederaufleben der Nostalgie entgegen, die in sich esoterische Heilssucher, ewiggestrige Radikale aber auch, und dies in der Mehrzahl, romantische Geschichtsinteressierte vereinigt. Der Trend zur Geschichte ist unübersehbar: Ausstellungen über die Stauer sind übervoll, mittelalterliche Stadt- und Burgfeste heiß begehrte Ausflugsevents und Geschichtskurse an den Volkshochschulen feiern Konjunktur. Davon profitieren auch die Freizeitstämme:

Take 9: O-Ton (Nielson):

„Es ist eine Tatsache, daß das Interesse für Geschichte immer größer wird. (...) Das hat wohl damit zu tun, daß man den Ursprung sucht. Das wird alles sehr groß jetzt. Europa wird jetzt eine große Masse (...) Die Länder werden weniger ausgeprägt und deshalb versucht man vielleicht ein bißchen das Kleine zu suchen und in die Tiefe zu gehen: woher komme ich, wer bin ich?“

Sprecherin 1:

Die Frage nach der eigenen Identität stellt sich nicht nur für die Zuschauer, sondern auch für die Darsteller - sind sie es doch, die mit der Qualität der eigenen Persönlichkeit konfrontiert werden und sie - zumindest zeitweilig - gegen eine andere eintauschen:

Take 10: O-Ton (Willie Fuchs):

„Wenn man eine Rüstung trägt, steht man anders. Wenn man also bequem stehen wollte, das geht gar nicht. Man kann in der Rüstung nur gerade stehen und das macht nach außen hin schon einen anderen Eindruck. Und wenn ich die Rüstung ausziehe, dann bin ich natürlich wieder der Willie Fuchs.“

Sprecherin 1:

Die Möglichkeit der Anverwandlung des Selbst durch Verkleidung, und damit die zeitlich begrenzte, aber dennoch nicht minder intensive Chance, in eine andere Person zu schlüpfen, läßt für so manchen „Kölner Stammesfürsten“ die Identitätsfrage zu einem existenziel-

len Problem werden. Denn mit dem Anlegen von Maske und Verkleidung, so Ernst Bloch im „Prinzip Hoffnung“,

Sprecher 2:

„zieht der Mensch nicht nur ein neues Gewand an, sondern (...) er wirft damit einen Traum über sich, den Traum vom bunten oder großen Tier. Und man begreift, welche Rolle der Verummte im Leben spielen möchte, auch könnte, wenn er nicht verhindert wäre. (...) Der gut Verkleidete hat sich entkleidet, so sieht er inwendig aus.“

Musik 3: (Wickie und die starken Männer), etwa 10-15 sek. frei stehen lassen, dann unter den Text ziehen und langsam ausblenden

Sprecher 2:

„Die Entstehung des Vereins basiert auf der Fernsehsendung >Wickie und die starken Männer<. Sie hat uns damals motiviert, als Wikinger den Kölner Karneval zu begleiten. Das war 1972. Nach und nach sammelte ich Leute, die Wikingerblut in den Adern hatten. Unter ihnen waren Erik Blutaxt, König von Norwegen (...), Erik der Rote, geboren 950, Holmgang 1020, (...) Rurik und seine Rurikiden und viele, viele andere tapfere Bauern, Händler und Krieger. Sie alle haben sich mit ihren Rollen mehr oder weniger identifiziert. Der karnevalistische Aspekt spielt heute keine Rolle mehr. Wir sind mittlerweile echt geworden und heute stolz darauf, einmalig in Deutschland zu sein.“

Sprecherin 1:

So sprach der Gründer der I. Kölner Wikinger, Leif Eriksson, alias Eddy Heine, geboren im Jahre 980, Holmgang 1030. - Auch wenn sie auf historische Vorbilder nur anspielen und nicht diese selbst sein wollen, ist doch auffällig, daß es vor allem klangvolle Namen wie „Sitting Bull“, „Attila, der Hunnenkönig“ oder „Leif Eriksson“ sind, denen hier Europäer als Freizeitwilde nacheifern. Häufig stellen die „Wilden“ der „Kölner Stämme“ in Rang und Ansehen Führer- und Leitfiguren dar und nicht irgendwelche, subordinierte Durchschnittswilde. Hochrangiger Indianer oder Hunne zu sein, bedeutet somit die Möglichkeit, die eigene, unbewußt oder bewußt als gering oder unbedeutend eingeschätzte gesellschaftliche Stellung oder Persönlichkeit aufzuwerten und Defizite an Selbstbewußtsein zu kompensieren. Mit der Verwandlung vom Europäer zum „Wilden“ oder „Exoten“ geht auch eine Veränderung der sozialen Stellung und der charakterlichen Identität einher, die man sich wie eine zweite Haut zulegen kann, die aber auch jedes Mal wieder verlorengelht, wenn man sie wieder abstreifen muß. Wie dieser geheimnisvolle Transformationsprozeß sich vollziehen kann und welche Rolle hochgeistige Getränke dabei mitunter spielen, kennt Matthias Heiner aus seinen „Feldforschungen“, die er hautnah betrieben hat:

Take 11: O-Ton (Heiner), im Hintergrund Ravels Bolero, der am Ende des O-Tons mit „Elefantentrompeten“ kurz frei steht

„Sie sind in einer großen Waldlichtung (...), der Gros der Leiterwagen - mit ihren Stierschädeln, mit ihren Skeletten ragt er in den Himmel hinauf (...). Dann ist die Kasse davor, und dann nehmen die da auch Eintritt. Dann hat man die sogenannten „eichenen“ (...), aus roher Tanne oder Kiefer zusammgehauenen Tische. Auf diesen Tischen trinken die nicht nur Wein aus Messingbechern und gülden Bechern, das ist auch kein Wein, sondern „Met“ und dieser „Met wechselt dann immer: ich sag mal vom Korn wird der „Met“ dann manchmal Wein, dann wird der „Met“ manchmal Kölsch und das ist alles letztendlich „Met“ ja bis nach-

her zum Rum, bis nachher zu ganz starken Getränken. Umso rauer und wilder die Nacht, um so härter werden die Getränke, um so höher steigen die Frauen, sag ich einfach mal, die dann zwischen Orangen und Äpfeln und Trauben und Würsten und Speck und Schinken eben dann ihre äh äh hunnischen Lieder singen und tanzen (...). Wenn der Vorhang fällt, dann sind die Hunnen nur unter sich, dann werden (...) die Frauen (...) von den Tischen hochgehoben, in die Zelte getragen, die ganzen Leute zwischen Rausch und Begeisterung werden die zu echten Hunnen dann.“

Sprecherin 1:

Eine verkehrte Welt ist die Folge, in der die Freizeit nicht mehr die Muße und Erholung für die noch zu leistende Arbeit ist, sondern die Arbeit zum Instrument der Erfüllung eines anderen Lebens wird, eines Lebens, das nicht mehr zwischen Fiktion und Realität zu unterscheiden weiß und vielleicht auch nicht mehr unterscheiden will. Ein Leben aber auch, daß der Arbeit einen neuen Sinn geben kann, weil sie nicht mehr nur Selbstzweck ist.

Take 12: O-Ton (Charlie Wenzel):

„Man ist gespalten irgendwie, denn normal ist ja, wir können ja nicht ein ganzes Jahr draußen leben. Technisch wäre es... Aber Voraussetzung ist es ja, um so ein Leben zu führen, muß man was zum Essen haben. Hier darf ich nicht schießen. Wenn ich hier ein Karnickel schieße, werde ich gleich wegen Wilderei eingesperrt. Also muß ich meine Lebensmittel käuflich erwerben. Das kann ich aber nur dann, wenn ich einem Erwerb nachgehe, der mir Geld einbringt, damit ich diese Sachen, die ich benötige auch holen kann. Also bin ich gezwungen acht Stunden ackern zu gehen, um davon Geld abzuzweigen und zu sagen, so, in meinem Urlaub oder auf unserem Camp, wo wir da raus fahren, kann ich davon leben, dieses Geld dient zum Lebensunterhalt für diese Zeit.“

Sprecherin 1:

Aus dem Rollenspiel schöpfen die Freizeit-Wilden die Kraft, ihr Leben zu leben, den alltäglichen Belastungen als Arbeiter, Angestellte oder Unternehmer gewachsen zu sein. Allein gelten sie dabei jedoch nichts, sondern es ist immer die Familie, die diese Rolle mit ihnen spielt - gleichsam spielen muß. Nur so kann das familiäre Umfeld, können die Freunde, die Wohnung, die Möbel und die Haustiere mit dem „Stammesleben“ verbunden werden. Nur so lassen sich Arbeitszeit und freie Zeit wirkungsvoll aufeinander beziehen:

Take 13: O-Ton (Heiner):

„Den ganzen Tag denken sie nur an zwei Sachen: ich tue es nur für meine Rolle, denn mit dem Geld, das ich verdiene, kann ich mit meiner Frau nach Indien oder in die Mongolei fahren, um mir neue „authentische“ Dinge zu kaufen. Auf der anderen Seite muß ich diese „Rolle“ ja nur 5-6 Stunden spielen, um dann wieder in meine Rolle zu schlüpfen, um mich dort auszuleben. Denn das bin ich ja nun wirklich, der Wikinger, der Hunne, der Zapatta, der Dschingis Khan.“

Musik 4: (Dschingis Khan), 10-15 sek. anspielen, dann unter dem folgenden Text schnell ausblenden

Sprecherin 1:

In der Umkehrung wird die wirkliche Rolle ihr Leben und das wirkliche Leben zur Rolle. Ein psychologischer Effekt, der nicht nur bei den hunnischen oder mongolischen Bastlern, sondern auch bei den „Preußen“ unter den Kölner Stämmen feststellbar ist. So mancher würde

am liebsten im Kostüm in seinen Mercedes 180 E steigen und zum Unternehmen fahren, um dort auf diese Weise sein Leben zu meistern, was natürlich nicht geht. Zu schnell würden Kollegen und Vorstände einen Zustand geistiger Verwirrung diagnostizieren. Und so wird plötzlich das Leben, das sie draußen spielen, zu ihrer Rolle. Sie verkleiden sich, indem sie jetzt ihr weißes Oberhemd morgens anziehen und dazu ihren Anzug und ihre Krawatte. Und auch wenn nur die Wenigsten bei den Kölner Stämmen in eine beinahe schon schizophrene Rolle abzugleiten drohen, so besteht doch zumindest eine heimliche Bewunderung für die Tugenden und Werte der Vorbilder, denen man nacheifert, mit denen man sich identifiziert und die man auch in die eigene Persönlichkeit aufnehmen will.

Take 14: O-Ton (Andreas Kuhnert):

„Daß man sich ritterlichen Tugenden entziehen kann, wenn man sich mit der Zeit beschäftigt, glaub´ ich nicht. ... das ist gar nicht so verkehrt, das ist auch heute gar nicht so antiquiert, wie man sich das so vorstellt. ... Gedankengut und Verhaltensweisen der damaligen Zeit in heutige Situationen überträgt.“

Sprecherin 1:

So kann also auch die akribische Beschäftigung mit den Stämmen nicht den Entwurf eines fiktiven Völkerpsychogramms verhindern. Zu stark ist die suggestive Kraft der imaginierten Ideale, die von den selbst entworfenen und gelebten Vorbildern ausgeht. Keineswegs stehen dabei alle Stämme für dieselben Tugend- und Wertevorstellungen: Während Wikinger und Hunnen ein Symbol für „Grenzüberschreitung“ und „wilde Sitten“ sind, spiegeln sich „Ehrhaftigkeit“ und die „Rolle des Beschützers der Schwachen“ im Bild vom Ritter und seinem fernöstlichen Pendant, dem Samurai. Der Indianer und sein weißes Äquivalent, der Trapper, repräsentieren schließlich ein ungebundenes und friedvolles Leben in und mit der Natur, gepaart mit dem „heroischen Stolz“ selbstbewußter Krieger. Und wenn sich auch einer mehr als Ritter oder Samurai fühlt denn als Hunne oder Indianer, so repräsentieren alle Stämme von Köln doch Archetypen psychischer Grundmuster, die weit über die so milde belächelten Freizeit-Wilden hinaus Bedeutung haben. Steckt denn nicht in jedem von uns - wenn auch verheimlicht und verdrängt - ein Winnetou, ein Ivanhoe oder eine Ntschotschi ? Und vielleicht liegt der Ursprung der „Kölner Stämme“ gar nicht im Rheinischen, sondern in Sachsen, genauer gesagt in Dresden? War Karl May nicht einer der ersten, der seiner inwendigen Sehnsucht nach einfachem Leben, ritterlicher Tugend und grenzüberschreitender Erfahrung auch nach außen hin Ausdruck verlieh? Auch er outete sich mit akribisch gefertigter Silberbüchse und in echt handnachgemachter Trapperkluft als Kara Ben Nemsi oder Old Shatterhand. Und so ist das Phänomen der „Kölner Stämme“ nicht nur auf ein individuelles seelisches Bedürfnis nach textiler Transmutation beschränkt, sondern verweist auch auf kollektive Verwildерungswünsche, die, wie kurz nach dem Krieg, bevorzugt in Krisenzeiten zu Tage treten, und die uns letztlich alle zu „Wilden“ werden lassen.

Musik 5: (Bläck Fööss: Trizonesiensong)